

Zahl nochmal?): Köberlin, Sämtliche Werke II, dann der Verlagsname, auf der Rückseite des ersten Blattes das Impressum, dann das Titelblatt: Hans Köberlin, Sämtliche Werke in vierundzwanzig Bänden, herausgegeben von Clemens Limbularius (der Erwähnte hob sein Glas und leerte es erneut) unter Mitwirkung des Busenfreundes und der Hans Köberlin Gesellschaft, Band II: Essays, unten auf der Seite wieder der Verlagsname. Das ganze wirkte so gebunden noch einmal ganz anders als der Probedruck, den Clemens vor drei Wochen eher funktional begutachtet hatte, nun, jetzt war es eh zu spät, um funktional zu begutachten. Dann kam das Inhaltsverzeichnis, die Texte und anschließend sein, Clemens' Reich, der Kommentar.

Gleich der erste Versuch war für Clemens einer der wichtigsten Texte Köberlins, obwohl er ihn stilistisch und in der Konsequenz, den der zur Zeit der Abfassung noch relativ unreife Köberlin an den Tag gelegt hatte, eher dürftig fand. Der Text gehöre eigentlich, so hatte Clemens in seinem Kommentar vermerkt (und der Busenfreund hatte es so durchgehen lassen oder aber hatte es übersehen), nicht in den Band der vollendeten Essays, in dem er einzig und allein deswegen auftauche, weil er seinerzeit so publiziert worden sei. Der Schluß nämlich sei kein Abschluß, sondern ein aus Ratlosigkeit aufgepfropftes Ende ... die Schwäche, etwas adäquat zu beenden, hatte Köberlin ja selber eingestanden, und Clemens fiel jetzt auf, daß dies – soweit er das aus seiner oberflächlichen Lektüre der Tagebücher beurteilen konnte, auch auf seine Beziehungen – sowohl die sozialen als auch die intimen – zutraf, wohl ausgenommen die

letzte mit der mysteriösen Unbekannten. Wie dem auch sei, es war dieses Gefühl für nicht offensichtliche Zusammenhänge, das Clemens an diesem Versuch bewunderte, jenes manieristische Wahrnehmen und Aufspüren von entfernten Analogien, die das, was durch sie zusammengebracht wurde, in einem neuen Licht erscheinen ließ. Man konnte das durch Gelehrsamkeit nicht provozieren, obwohl Gelehrsamkeit sehr hilfreich war, Clemens glaubte vielmehr an die Intelligenz der Analogien selbst, wie Balzacs unglücklicher Cousin Pons an die der Kunstgegenstände: die Analogien lauerten auf ihre Liebhaber und machten pst! pst!

Um das Genre Essay oder um die Form Essay oder das Wesen des Essays wurde, nachdem Montaigne seinen Schriften diesen Namen gegeben hatte, spätestens aber seit dem Essay über den Essay von Lukács, von neunzehnhundertzehn, als er sich noch von Lukács nannte und noch im Bann der sogenannten Lebensphilosophie stand, viel Aufhebens gemacht, und Clemens fand, daß das Definieren in der Folge, sagen wir mal: in der Zeit nach Adorno, als es zur Mode wurde, eine eigene Essaydefinition vorzulegen, manchmal peinliche Züge annahm, denn was ursprünglich als eine Geste gedacht war, die Bescheidenheit signalisieren sollte, wurde nun häufig zur Anmaßung. Man machte Sammelbände zu dem Thema Essay, alle paar Jahre passierte das, wie alle paar Jahre ein schlechter Sommer kam, und jeder spannte dann in seinem Beitrag, der in den wenigsten Fällen selber ein Essay war, den Essay mit lauter Istsätzen vor seinen Karren, den man zog, um sich von den anderen zu unterscheiden, die ihren Karren zogen. In ei-

nem gelungenen Sammelband über den Essay dürfte der Begriff Essay nicht auftauchen, dachte Clemens, höchstens auf dem Titelblatt als Gattungshinweis. Die Leute sollten lieber gute Essays schreiben, als ein sensibles Genre, wie der Essay eines war, durch die Überladung von Definitionen oder Ansprüchen zu einer Worthülse oder einem passe partout zu machen, und was ein guter Essay war, das merkte man erst, wenn man ihn geschrieben hatte, dafür gab es keine Rezepte, ja, man konnte sogar irgend etwas schreiben, einen Aufsatz, eine Abhandlung, ein Traktat, eine Glosse, ein Wasauchimmer, und hinterher nannten es die Leute Essay, in der Regel um es zu adeln. Essai war französisch oh-la-la! und hieß ungefähr soviel wie Versuch (du kannst ja versuchen, mich ins Bett zu kriegen ...), das langte, dazu vielleicht noch die drei wesentlichen Charakteristika wie das Zufällige des Gegenstands, bei Gelegenheit von ... man entdecke nichts durch die Wissenschaft, sondern nur bei Gelegenheit der Wissenschaft, hatte Hebbel in seinen Tagebüchern bemerkt, und Deleuze hatte ähnliches anlässlich Prousts Recherche geschrieben, also das Zufällige, dann die gelassene Distanz, worunter auch das Ahistorische des Essays zählte, er hatte kein Verfallsdatum, und schließlich das Ankommen bei den sogenannten letzten Fragen, der Rest war, zu versuchen. Und wie es in der Natur des Versuchs lag, war der als Unternehmung riskant und in seinem Auftreten bescheiden, damit man, wenn er nach hinten losging, sagen konnte, was solls, es war halt ein Versuch, und alles ist einen Versuch wert. Aber ein guter Versuch, selbst wenn er nach hinten losging, konnte nie nach hinten losgehen, wer immer strebend sich be-

müht ... Man mußte sich damals, in den Jahrzehnten nach neunzehnhundert, als man über Wesen und Form reflektierte, so vermutete Clemens, wohl rechtfertigen, daß man neben dem Kathederstudium Hegels nachts auch heimlich unter der Bettdecke Nietzsche gelesen hatte (oder jenen spanischen Mystiker), und Wilde und Emerson und Georg Simmel, und daß man nach dieser Lektüre gleichfalls nicht immer auf das Ganze gehen müssen wollte. Der Essay war mittlerweile ein Naturschutzgebiet für das Eigentliche, aber eigentlich müßte man sich über alles, was man erstellte, diese Gedanken machen, die man sich über den Essay machte, auch bei dem bloß Notwendigen, allem sollte man die Möglichkeiten des Essays unterstellen. Wenn man den Essay als etwas Außerordentliches darstellte, dann akzeptierte man bloß hinterherum das Uneigentliche, das Lieblose, das Banale und Profane, das die Welt beherrschte (und für das im Falle Clemens' die Art stand, wie man in der Redaktion arbeiten mußte). Musil hatte die geniale Volte gemacht und die Metapher umgedreht: nicht mehr der Essay als Utopie, sondern die Utopie des Essayismus als Metapher für die eigene Haltung zur Welt. Leben als Versuch zu betrachten beziehungsweise zu vollziehen barg allerdings die Gefahr, sich zu verlieren, was ja an sich nichts Schlimmes war, bloß das Überleben in einer Welt, die nach wie vor mit der Ideologie der großen Idee dahinter operierte oder die einem Aussichten auf glorreiche Zukünfte anbot, schwierig machte. Köberlin selbst war ein Beispiel dafür gewesen, er hatte weder die Idee von einer großen Idee dahinter gehabt noch eine Idee, die all sein Dilettieren in eine Stoßrichtung getrieben hätte (wir reden

jetzt bloß von geistigen Dingen), eine Scheuklappenidee sozusagen, und an ein Fortschreiten oder Überwinden des menschlich Allzumenschlichen hatte er sowieso nicht geglaubt, und hätte er eine diesbezügliche Möglichkeit gesehen, dann hätte er, dessen war sich Clemens sicher, entschieden dagegen gearbeitet. Was gut für ihn war, das hatte er gewußt (auch wenn man a posteriori – hehehe! – bei Köberlin nicht umhinkam, vieles als Irrtum zu bezeichnen ... but all is well that ends well), und wenn einer kam und verkündete, was gut für alle sei, den Menschen oder seine potentiellen Nachfolger, dann hatte er dankend abgelehnt. Nein, so naiv, daß Köberlin gewollt hätte, alle sollten wie Köberlin sein oder zumindest gut finden, was Köberlin gut fand, so naiv war Köberlin nicht gewesen. Und dem entsprechend marginal war zeitlebens seine Existenz gewesen. Aber das sollte ja nun, post mortem und mit tatkräftiger Beteiligung von Clemens Limbularius, anders werden.

Es gab darüber hinaus noch etliche andere Metaphern für den Essay und sein Verhältnis zum Dasein, aber Clemens wollte nicht mehr darüber nachdenken und füllte sein Sektglas erneut nach, um in dem ersten gedruckten Band, den er zwar nicht verfaßt, den er aber nach bestem Wissen und Gewissen lege artis beziehungsweise lege Clementis kommentiert und herausgegeben hatte, weiterzublätern.

Der Titel des besagten ersten Versuchs des Hans Köberlin lautete Idiosynkrasie. Versuch einer zukommenden Begegnung. Köberlin war, das hatte Clemens aus den Tagebüchern eruiert und auch diesbezügliche Hinweise von dem Busenfreund erhalten, zufällig auf diesen Gegenstand gekommen, durch die

Aussage eines Anthropologen, der einmal während eines wissenschaftlichen Frühschoppens (es war eigentlich ein Frühstück gewesen: alle außer Köberlin hatten Kaffee getrunken) in einem Nebensatz – und noch nicht einmal zu Köberlin – geäußert haben soll, des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano sei unter dem Aspekt der Idiosynkrasie ein interessanter Text, oder des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano sei ein idiosynkratischer Text oder ... jedenfalls etwas in der Art. Als Köberlin das gehört hatte, muß ihm gleich jene Stelle aus den Buddenbrooks eingefallen sein, jene, in der der kleine Hanno von einigen dieser sogenannten Volkstexte über die Maßen hinaus, wie seine Umwelt fand, betroffen war, also idiosynkratisch reagiert hatte. Köberlin hatte Jahre zuvor beim Lesen des Romans affirmativ auf diese Stelle bei Thomas Mann reagiert, weil er in der Haltung Hannos die seine wiedererkannt hatte, wie auch Clemens, als er Köberlins Versuch zum ersten Mal las, affirmativ reagierte, man denke an Simpson, die Philister und die Eistheke in der Kneipe. Köberlin hatte damals nur eine ungefähre Vorstellung davon gehabt, was der Begriff Idiosynkrasie eigentlich bedeutete, aber sofort liefen in seiner Erinnerung all die Szenen ab, in denen er, Köberlin, auf etwas derart fatal reagiert hatte, im Kindergarten, in der Schule, bei öffentlichen Veranstaltungen, Peinlichkeiten im sozialen Verhalten, oder auch bei bestimmten Szenen im Fernsehen oder bei bestimmten Bildern in Comics und später in der Kunst ... etwas, was keinen in seiner Umwelt groß gekümmert, was ihn, Köberlin, aber bis ins Mark erschüttert hatte und ihn noch lange verfolgte, ja eigentlich nie wieder aus seinem Gedäch-

nis verschwand und dort wucherte wie ein Krebsgeschwür, wie Hannos Reaktion auf die Kinderlieder. Aber auf Hannos Reaktion kommen wir später, folgen wir mit dem nun lesenden Clemens (er hätte nicht sagen können, wie oft er diesen Text bereits gelesen hatte) dem Gedankengang Köberlins.

In seinem Versuch – und von dem soll hier bloß das referiert werden, was Clemens faszinierte, und nicht auch der ganze Ballast, den Köberlin damals geglaubt hatte, der Geisteswissenschaft schuldig zu sein – in seinem Versuch also ging er, Köberlin, zunächst von der klinischen Beschreibung des Phänomens Idiosynkrasie aus:

Idiosynkrasie (ἰδιος eigentümlich, σύνκρσις, Säftemischung, bei Hippokrates): angeborene Überempfindlichkeit gegenüber bestimmten Stoffen bereits beim ersten Kontakt auf Grund eines Enzymmangels (zum Beispiel Favismus). Keine vorherige Sensibilisierung; vergleiche Allergie.

Worauf es Köberlin bei dieser Definition ankam, waren zwei Aspekte, nämlich zum einen das Eigentümliche der Reaktion, das heißt, daß man besonders auf eine unvorhergesehene Begegnung reagierte, auf die alle anderen nicht so reagierten, wenn sie es überhaupt als eine unvorhergesehene Begegnung wahrnahmen, und zum anderen darauf, daß die Disposition dafür, daß man besonders reagierte, von Anfang an in einem lag, oder besser, das heißt hier weniger konkret, um nicht den Eindruck zu erwecken, man fröne irgendeinem Biologismus: die Disposition dafür, daß man besonders reagierte, war schon vorher da, und die Reaktion resultierte primär aus ihr und nicht aus der aktuellen Situation.

Köberlin hatte, mit der Reaktion des kleinen Hanno Buddenbrook im Sinn, aus der Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn das Gedicht vom bucklichten Männlein ausgewählt, das er aus seiner eigenen Kindheit, illustriert in einem Schulbuch der ersten oder zweiten Klasse, selber kannte (auch Clemens hatte es in seiner eigenen Grundschulzeit kennengelernt):

Will ich in mein Gärtlein gehen, will mein Zwiebeln gießen, steht ein bucklicht Männlein da, fängt als an zu niesen. Will ich in mein Küchel gehn, will mein Süpplein kochen, steht ein bucklicht Männlein da, hat mein Töpflein brochen. Will ich in mein Stüblein gehen, will mein Müslein essen, steht ein bucklicht Männlein da, hat's schon halber gessen. Will ich auf mein Boden gehn, will mein Hölzlein holen, steht ein bucklicht Männlein da, hat mir's halber g'stohlen. Will ich in mein Keller gehn, will mein Weinlein zapfen (Clemens nippte an seinem Sektglas), steht ein bucklicht Männlein da, tut mirn Krug wegschnappen. Setz ich mich ans Rädlein hin, will mein Fädlein drehen, steht ein bucklicht Männlein da, läßt mirs Rad nicht gehen. Geh ich in mein Kämmerlein, will mein Bettlein machen, steht ein bucklicht Männlein da, fängt als an zu lachen. Wenn ich an mein Bänklein knie, will ein bißlein beten, steht ein bucklicht Männlein da, fängt als an zu reden: Liebes Kindlein, ach, ich bitt, bet fürs bucklicht Männlein mit!

Erstaunlich, mit was man Kinder konfrontiert, als wüßte man nicht, daß da Sachen verankert werden, die man sein Lebtag nicht mehr loswird, zumindest dann nicht mehr loswird, wenn man beginnt, auf das zu hören, was da in einem ständig herumflüstert.



Und Clemens hatte in seinem Kommentar Heimito von Doderer zitiert, der seinen Roman *Ein Mord* den jeder begeht mit der Feststellung beginnen läßt, jeder bekomme seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer, später erst zeige sich, was darin gewesen wäre, aber ein ganzes Leben lang rinne das an einem herunter, da mag einer die Kleider oder auch Kostüme wechseln wie er wolle. Aber man wußte ja a priori (hehehe!) nie, mit was man in die Welt der Kinder so einfalle, oft war es bloß eine harmlos gemeinte Geste wie ein Klaps auf den Hinterkopf, die fatale oder zumindest nicht intendierte Folgen nach sich zog.

Der Urtext, wenn man das von Achim von Arnim und Clemens' Namensvetter Brentano überlieferte Lied einmal so bezeichnen will, der Urtext also beschrieb eine zuvorkommende Begegnung. Köberlin hatte sich noch über die Absicht der beiden Romantiker ausgelassen, und über Goethes zwar wohlwollende (schließlich hatte man ihm die Sammlung dediziert) so doch eher skeptische Reaktion, und über die ganze unheilvolle Ideologie, die mit dem ganzen Volkskram zusammenging ... Hätten sie damals mal besser auf ihr Volkstum geschissen, die Burschenschaften im Keim erstickt (Lieber ein Geschwür im After, als ein deutscher Burschschafter!) und wären mit Napoleon gegen Preußen marschiert, siehe Arno Schmidts Massenbach. Hatte Valentin nicht in einer Folge der Serie ähnliches geäußert? Die Boches hätten mal mit uns gegen die verfluchten Preußen gehen sollen. Was haben wir ihnen nicht alles an Zivilisation gebracht, diesen provinziellen Korinthenkakern? Den Code Napoléon, die Bildungseinrichtun-

gen und nicht zuletzt den besseren Wein, Dessous und ihnen noch unbekanntes Sexualpraktiken ... Aber das gehört jetzt nicht hierhin.

Das Kinderlied jedenfalls erschien Köberlin seltsam und in der Annahme, daß etwas dahinter stecken müsse, hatte er also die Universitätsbibliothek konsultiert und hatte dort – mit der Hinterfragung des Titels beginnend – in dem (auch bei Clemens in der Peripherie vorhandenen) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (hinfort: HWA) unter dem Stichwort Buckliger folgendes gefunden:

Der Angang krüppelhafter Menschen (Lahmer, Einäugiger, Blinder, Buckliger) galt schon im Altertum als unheilvoll. Das Christentum rottete diesen Glauben nicht aus; so gelten Bucklige als von Gott gezeichnet, denen man aus dem Wege gehen soll.

Diese Ambivalenz – unheilvoll und von Gott gezeichnet – verweist natürlich auf die Geschichte von Kain:

Und verflucht seiest du auf der Erden, die ihr Maul hat aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. Wenn du den Acker bestellen wirst, soll er dir fürder sein Vermögen nicht geben. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden. Kain aber sprach zu dem Herrn: Meine Sünde ist größer denn daß sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibest mich heute aus dem Lande und ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen und muß unstet und flüchtig sein auf Erden. So wird mir es gehen, daß mich totschlage wer mich findet. Aber der Herr sprach zu ihm: Nein, sondern wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerächt werden. Und der Herr macht ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand er-

schlüge, wer ihn finde. Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn.

Der von Gott Gezeichnete war also doppelt ortlos, von seinem metaphysischen Grund Gott und von dem materiellen Grund seines Daseins, dem Acker, war er abgeschnitten (bekanntlich war das der materielle Hintergrund des Mythos' vom Brudermord, der Ursprung von Selbsthaftigkeit und Nomadentum), er durfte wegen des Zeichens nicht getötet werden und er wurde wegen des Zeichens überall sogleich als ein Verfluchter erkannt und gemieden. Seine einzige Chance war ein Gnadenappell, den er aber wegen seiner Gottesferne nicht selber stellen konnte, sondern für den er jemanden brauchte, der Zugang zu Gott hatte. Und wer wäre da geeigneter gewesen als ein Kindlein, dem ja wie sonst nur dem Erlöser selber Unschuld nachgesagt wurde.

Da kam das Niesen ins Spiel, und der diesbezügliche Fund aus dem HWA ließ Köberlin hüpfen wie bei den gewonnenen Hunderttausend im Casino, so jedenfalls stellte sich Clemens das vor:

Alt und verbreitet ist der Brauch, dem Niesenden einen Glückwunsch zuzurufen, namentlich Kindern. Die gewöhnliche Formel ist Helf Gott. Wer kein Helfgott bekommt, gehört dem Teufel, der andererseits seine Macht über den verliert, dem das Helfgott zugerufen wird. In vielen Sagen wird von Geistern erzählt, die sich durch ein oft mehrfach wiederholtes Niesen kundgeben. Erfolgt darauf das Helfgott eines Vorübergehenden, so ist der Geist erlöst. Wenn der Wunsch ausbleibt oder gar durch einen ungeduldigen Fluch ersetzt wird, so muß er weiter umgehen, gewöhnlich so lange, bis der Baum für die Wie-

ge des künftigen Erlösers gewachsen und verarbeitet ist (die letzte Bemerkung war wohl nichtchristlichen Ursprungs, da der Erlöser der Christen bereits gekommen war und kein anderer nachkommen wird, sondern der eine bloß wiederkommen wird, dann aber nicht mehr als Kind, sondern als Rambo – hier kommentierte Clemens mit einem Zitat aus Robert Wyatts God Song: And next time you send your boy down here, give him a wife and a sexy daughter, someone we can understand).

Köberlin war zu faul gewesen, zu recherchieren, ob das schon einmal jemandem vor ihm aufgefallen war, und da Clemens in seiner peripheren Bibliothek und auch im weltweiten Netz nichts dergleichen gefunden hatte, hatte auch er dazu nichts weiter hinzukommentiert und diese Entdeckung als eine köberlinsche stehen lassen. Er könnte das auf dem Kongreß zur Sprache bringen, dachte er sich, ein weiteres Glas Sekt leerend, aber vielleicht sollte man da an nichts Bedenklichem rühren, um Köberlins Ruf und damit seine, Clemens' Berufung nicht in Frage zu stellen.

Aber weiter in der Argumentation Köberlins: Das bucklichte Männlein war also ein Verfluchter und Gezeichneter, der sich durch das Niesen im Garten einen Segen oder die Fürbitte erschleichen wollte, die ihn aus seinem Bann erlöste. Die Erfüllung des Wunsches blieb jedoch aus, das Kindlein sagte nichts, wahrscheinlich weil es vor dem Eindringling in seinem Garten erschrocken oder des Umgangs mit Fremden nicht geläufig war. Und so mußte das Männlein zu weiteren Listen greifen, da auch niemand sich anschickte, das Holz für die Wiege des künftigen Er-

lösers zu verarbeiten. Köberlins These im Kontext des Themas Idiosynkrasie war, daß das Männlein wie gegenüber Gott so auch gegenüber den Menschen nicht von sich aus agieren konnte, sondern nur reaktiv auf Wünsche und Absichten eines Gegenübers, indem es diese zuvorkommend vereitelte, also quasi den Wünschen und Absichtserklärungen negativ zuvorkam (fatale Assoziationen zu Die Nacht der Seele stellen sich da ein). Diese war seine Art der Kommunikation, allerdings in einem Idiolekt, den kaum einer verstand. Die einzigen Handlungen aus sich heraus, die das Männlein beging, waren das Niesen in der ersten und das Lachen in der siebten Strophe, nur diese beiden Aktionen hatten keine positive Entsprechung im Verhalten des Kindleins.

Die einzelnen Strophen nun markierten sowohl den Tagesablauf des Kindleins und den Umfang seiner räumlichen Welt, nämlich Haus und Garten, als auch die basalen Tätigkeiten essen und trinken (Süpplein, Müslein, Wein), arbeiten (gießen, kochen, heizen, spinnen) und ruhen, und beten natürlich, ora et labora. Der zeitliche Ablauf ging vom Morgen bis zum Abend, der räumliche von außen (Garten) nach innen (Küche, Stube) und von dort nach oben (Boden) und nach unten (Keller) bis schließlich in die innerste und intimste Kammer, das Zentrum (für Leute wie Köberlin und Clemens): das Schlafgemach. Man erlebte also eine Weltreise durch einen kleinen, durch die Subsistenzwirtschaft begrenzten Kosmos, eine Reise, die in der Art wohl täglich wiederholt wurde. Bei der Beschreibung dieses Mikrokosmos wurde in den sieben Strophen alles erfaßt und kein Bereich ausgelassen.

Das genügte Köberlin, hätte er die Spezifika der einzelnen Tätigkeiten weiter gedeutet (etwa: Warum will das Kind ausgerechnet Zwiebeln gießen? Mit Zwiebeln sollen sich übrigens keine Frauen beschäftigen, besonders nicht während ihrer Periode.), dann wäre er wohl wegen seiner philologischen Faulheit durch die Fülle der möglichen Bedeutungen, die sie haben konnten, ins Spekulieren geraten. Die bäuerliche Welt des Aberglaubens ist eine animistische, alles darin ist belebt und verweist mehrfach auf anderes und – je nach Region, in der der Aberglaube praktiziert wird – auch auf sein Gegenteil.

Der nächste Punkt, den Köberlin aufgegriffen hatte, war das Lachen. Sein Gedanke war, daß das Männlein aus Freude lachte. Die Lacher hat Gott lieb. Köberlin soll ja auch gerne gelacht haben, und als Clemens in HWA die Stellen nachgeschlagen hatte, fand er die Mitteilung, daß man in Schlesien beim Beziehen eines neuen Heims den Hausgeist begrüßte, indem man in das Ofenloch hineinlachte. In Schlesien, in Schlesien, da grenzt Europa an Asien ... Jedenfalls: das Männlein lachte weil es wußte, daß sich gleich das Kindlein zum Gebet anschicken würde, und dann konnte es nach dem letzten Will ich ... des Tages und vor dem Gebet des Kindleins seine Bitte um Fürbitte anbringen, seine Hoffnung auf einen Weg zur Erlösung. Das Lachen könnte aber auch die Vorwegnahme der Erlösung von der tabuisierenden Gotteszeichnung sein:

Durch das Lachen wird man Mensch, so das HWA, das Lachen ist ein symbolischer Zug für das Eingehen der Seele in menschliches Wesen, in menschliche Gebärde und Empfindung.

Das Reden schließlich war wieder ein zuvorkommend-reaktives Verhalten auf die Absicht des Kindes, zu beten, diesmal aber nicht, um etwas zu vereiteln. Das Gebet zur Nacht ist die Anrufung Gottes, in der auch anderer gedacht wird, der Eltern, der Geschwister et cetera, und des kranken Nachbarn auch, wie es bei Matthias Claudius hieß (und Clemens mußte daran denken, wie er mit Lysa im Taxi saß, in jener Nacht, als sie sich aufmachten, in die ewige Stadt zu reisen ...).

Soviel also dazu. Dann, nach dieser Deutung des Urtextes kam Köberlin auf sein erstes Rezeptionsbeispiel zu sprechen, auf die bereits mehrfach erwähnten Buddenbrooks, jene von ihm in seinem Text nicht explizit gemachte Verbindung zwischen dem Nebensatz des Anthropologen, Des Knaben Wunderhorn sei ein idiosynkratisches Buch, und dem Lied vom bucklichten Männlein. Wenn man einmal angefangen hatte, sprangen einem die Korrespondenzen nur so ins Gesicht, pst! pst! ... Hanno trug den Namen seines Großvaters Johann in verstümmelter Form, und – äußerst signifikant im Hinblick auf das Männlein –: Johann(es) bedeutete soviel wie Gott ist gnädig. Hanno jedenfalls bemerkte sehr richtig, daß das Männlein all diese Sabotageakte nicht aus Schlechtigkeit verübe, sondern aus Traurigkeit. Von Geburt an den täglichen Anforderungen der praktisch-protestantisch-ökonomisch ausgerichteten Familie, die immer mit Entsagungen einhergingen, außer wenn es galt, sich den Bauch vollzuschlagen, dem also nicht gewachsen, reagierte das sensible und musisch veranlagte Kind äußerst heftig auf die Lieder aus Arnims und Brentanos Sammlung, insbesondere auf das vom

bucklichten Männlein. Hannos Kindermädchen, das Fräulein Ida Jungmann, berichtete der Tante Antonia, Hanno habe die Lieder aus Des Knaben Wunderhorn in diesen Tagen lernen müssen, und über das mit dem Männlein habe er viel gesprochen. Kennst du es? ... Recht graulich ist es. Dies bucklige Männlein stehe überall, zerbreche den Kochtopf, esse das Mus, stehle das Holz, lasse das Spinnrad nicht gehen, lache einen aus ... und dann, zum Schlusse, bäte es auch noch, man möge es in sein Gebet einschließen. Das habe es dem Jungchen nun angetan (Jungchen, so hatte seine Lieblingstante zeitlebens Clemens genannt, auch noch, als der bereits im Spirituosenlager arbeitete). Er, Hanno, habe tagein – tagaus darüber nachgedacht. Weißt du, was er sagte? Zwei, dreimal hat er gesagt: Nicht wahr, Ida, es tut es nicht aus Schlechtigkeit, nicht aus Schlechtigkeit! ... Es tut es aus Traurigkeit und ist dann noch trauriger darüber ... Wenn man betet, so braucht es das alles nicht mehr zu tun. Und als seine Mama ihm gute Nacht gesagt habe, bevor sie ins Konzert gegangen sei, habe er sie gefragt, ob er auch für das bucklige Männlein beten solle.

Der kleine Hanno, beziehungsweise Thomas Mann, hatte intuitiv das Schicksal des Männleins richtig erkannt, oder Köberlin hatte das Lied im Sinne Hannos interpretiert. Aber machte das einen Unterschied? Clemens schenkte sich Sekt nach, bevor er weiterlas, er kannte den Text mittlerweile fast auswendig. Später dann machte Hanno seinen berühmten Strich unter die Familienchronik, nicht aus Schlechtigkeit ... er tat es aus Traurigkeit und war dann noch trauriger darüber.



Nach dem Wunderhornrezipienten Thomas Mann war der Wunderhornrezipient Walter Benjamin Köberlins nächster Beleg für eine idiosynkratische Begegnung. Das Schlußkapitel von dessen Kindheitserinnerungen hieß – man errät es sicher –: Das bucklichte Männlein. Der kleine Walter war fasziniert gewesen von den Lichtschächten vor den Kellerfenstern und hatte sich allerlei Vorstellungen von den Bewohnern der Souterrains gemacht, man ahne ja nicht, wer da so alles hausen und praktizieren mußte, Bewohner, die durch die vergitterten Schächte ihr Licht erhielten, Vorstellungen, die ihn bis in seine Träume verfolgten. Aber lesen wir selbst:

Nicht streng geschieden war für mich die Welt, welche bei Tage diese Fenster bevölkerte, von der, die nachts dort auf der Lauer lag, um mich in meinem Traum zu überfallen. Ich wußte darum gleich, woran ich war, als ich in meinem deutschen Kinderbuch von Georg Scherer auf die Stelle stieß: Will ich in mein Keller gehn ... et cetera. Ich kannte jene Sippe, die auf Schaden und Schabernack versessen war, und daß sie sich im Keller zu Hause fühlte, war nicht wunderlich. Lumpengesindel war es ... Von ihrem Schlage war der Bucklige. Doch kam er mir nicht näher. Erst heute weiß ich, wie er geheißen hat. Meine Mutter verriet mir es, ohne es zu wissen. Ungeschickt läßt grüßen, sagte sie mir immer, wenn ich etwas zerbrochen hatte oder hingefallen war.

Hier merkte Clemens in seinem Kommentar eine Passage aus William Faulkners *The Sound and the Fury* an, einfach weil er sie so treffend fand und weil sie zum Thema gehörte, irgendwie: *Father said a man is the sum of his misfortunes. One day you'd think*

misfortune would get tired, but then time is your misfortune Father said.

Und nun (das ist jetzt wieder der von Köberlin zitierte Walter Benjamin) verstehe ich, wovon sie sprach. Sie sprach vom bucklichten Männlein, welches mich angesehen hatte. Wen dieses Männlein ansieht, gibt nicht acht. Nicht auf sich selbst und auf das Männlein auch nicht. Er steht verstört vor einem Scherbenhaufen ... Wo es erschien, da hatte ich das Nachsehn. Ein Nachsehn, dem die Dinge sich entzogen, bis aus dem Garten übers Jahr ein Gärtlein, ein Kämmerlein aus meiner Kammer und ein Bänklein aus der Bank geworden war. Sie schrumpften, und es war, als wüchse ihnen ein Buckel, der sie selber nun der Welt des Männleins für sehr lange einverleibte. Das Männlein kam mir überall zuvor. Zuvorkommend stellte sich in den Weg. Doch sonst tat er mir nichts, der graue Vogt, als von jedwedem Ding, an das ich kam, den Halbpart des Vergessens einzutreiben ... So stand das Männlein oft. Allein, ich habe es nie gesehn. Es sah nur immer mich. Und desto schärfer, je weniger ich von mir selber sah. Ich denke mir, daß jenes ganze Leben, von dem man sich erzählt, daß es vorm Blick der Sterbenden vorbeizieht, aus solchen Bildern sich zusammensetzt, wie sie das Männlein von uns allen hat. Sie flitzen rasch vorbei wie jene Blätter der straff gebundenen Büchlein, die einmal Vorläufer unserer Kinematographen waren. Mit leisem Druck bewegte sich der Daumen an ihrer Schnittfläche entlang ... Das Männlein hat die Bilder auch von mir ... Jetzt hat es seine Arbeit hinter sich. Doch seine Stimme, welche an das Summen des Gasstrumpfs anklingt, wispert über die Jahrhundert-

schwelle mir die Worte nach: Liebes Kindlein, ach, ich bitt, bet fürs bucklicht Männlein mit.

In seinem Kommentar hatte Clemens, das wußte er noch, an der Stelle auf eine Tagebuchstelle aus der Zeit, da Köberlin an dem Text gearbeitet hatte, verwiesen, mit dem Datum und noch nicht mit der Seitenzahl, da ja, wie wir wissen, die Tagebücher damals noch nicht editiert waren. Jene Stelle war ein Exzerpt: Und tatsächlich kann Bartleby, dem Blick ausgesetzt, nicht mehr sehen und betrachtet nicht mehr. Gilles Deleuze, Bartleby oder die Formel. Seite sechsundzwanzig.

Soweit also Benjamin, Clemens hatte Köberlins inkorrekte Zitierweise natürlich in seinem Kommentar angemerkt. Der Text hieß ja: Ein Versuch als zuvorkommende Begegnung, das bezog sich – nach der Idiosynkrasiedefinition – auf die Bemerkung Benjamins: Das Männlein kam mir überall zuvor. Zuvorkommend stellte sich in den Weg. Wie die Überempfindlichkeit gegenüber bestimmten Stoffen bei der Idiosynkrasie, so war auch hier etwas zuvor da und kannte die Absichten seines Gegenübers, die es dann zuvorkommend sabotierte, es ging gegen das Immunsystem. Es gab eine Ambivalenz von zuvorkommend im Sinne von höflich, zuvorkommend sagte ja erst einmal nur etwas über zwei Zeitpunkte aus, nämlich den der Absicht und den, der auf der Zeitachse davor lag, an dem jemand dieser Absicht zuvorkam. In dem Sinne von höflich wurde das Wort aber nur positiv konnotiert benutzt, eine Seite der ihm inhärenten Differenz wurde absolut gesetzt, und alles hatte seine zwei Seiten, niemand sagte zum Beispiel, zuvorkommend habe er einen Hinterhalt gelegt, um das zu kön-

nen mußte man vorher an dem Ort des Überfalls sein, man kannte das vor allem aus Western, in denen die Indianer die Kavallerie in einen Hinterhalt lockten. In dem vorliegenden Fall käme das Männlein den Absichten und Ängsten seines Gegenübers zuvor.

Clemens überlegte, ob Valentin sein bucklichtes Männlein war. Aber Valentin beziehungsweise seine Schöpfer kannten Clemens' Absichten nicht, davon ging er zumindest aus, das zumindest hoffte er doch. Clemens machte ja – nach seiner durch die Presstexte erlangten Kenntnis vier Wochen im voraus – immer nur bloß das, was er dann später sah beziehungsweise was, auch wenn er es nicht sah, ausgestrahlt wurde, er hatte nie diese Absichten gehabt, mit Carla zum Beispiel, oder mit Lysa. Oder doch? Und die Frage – die sich nach seinem Urlaub in der Redaktion anhand der Presstexte (die dann hoffentlich dort noch zu finden waren!) klären ließ –, war nämlich: funktionierte die Relation Valentin und Clemens auch dann, wenn Clemens von Valentins Schicksal kein Wissen hatte?

Aber weiter mit Köberlin. Der hatte, das erfuhr Clemens aus den Tagebüchern, Benjamins Kindheits-erinnerungen aus Anlaß der Abfassung seines Textes gelesen und war dann perplex, als er die Konstellation im letzten Absatz las: jemand stand am Ende von etwas und blickte zurück in Richtung eines Anfangs und sah etwas. Das kannte man bereits aus einem anderen Text Benjamins:

Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm

vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.

Auch an dieser Stelle erinnerte sich Clemens einer Anmerkung, ohne daß er den Kommentarteil aufschlagen mußte. Diesmal hatte er eine eigene Assoziation angeführt, nämlich die Phrase ... der Sturm, der mir aus meiner Vergangenheit nachblies ... aus Franz Kafkas Bericht für eine Akademie.

Es war der Engel der Geschichte aus den geschichtsphilosophischen Thesen, der da zurückblickte, in Benjamins Sehart von Paul Klees Bild Angelus Novus. Man konnte sich vorstellen, was Köberlin da empfand, als er diese Analogie entdeckte. Clemens schaute dann auch gleich in aller ihm zugänglichen Literatur nach, aber anscheinend war auch diese Analogie noch keinem vor Köberlin aufgefallen. Aber zu Benjamin gab es so viel ... Was den Herausgebern und Kommentatoren der Benjamin Ausgabe aufgefallen war und was sie auch vermerkt hatten, das war die Beziehung, die zwischen der Konstellation in den geschichtsphilosophischen Thesen und der in Baudelaires autobiographischen Raketen-Texten bestand, in denen jener schrieb, verloren in dieser erbärmlichen Welt, umhergestoßen von der Menge, sei er wie einer, der erschöpft sei, und dessen Blick hinter sich, in der Tiefe der Jahre, nur Enttäuschung und

Bitternis wahrnehme, und vor sich nichts als ein drohendes Unwetter, das ihm nichts neues bringen würde, weder Erfahrungen noch Schmerzen.

Man war quasi in zwei Zeiten, wie auch Clemens es war, und ihm fiel ein, was er gesagt hatte, als Köberlin bei seinem Besuch oder Erscheinen John Cages Diktum vom Augenblick als Mythos angeführt hatte: die Vergangenheit ein Fluch und die Zukunft eine Drohung.

Außerdem war es ein allgemeines Hin- und Herfließen zwischen Persönlichem und Biographischem einerseits und Historischem und Theoretischem andererseits, was wohl jeder einigermaßen reflektierende Mensch betrieb. Was Köberlin nicht berücksichtigt hatte war, daß bei Baudelaire der Schauende mit dem Rücken zur Vergangenheit stand, der Umstand mußte unbedingt berücksichtigt werden, das sind keine Nebensächlichkeiten, wie Clemens dann auch in seinem Kommentar angemerkt hatte. Was aber wesentlicher war, und was Köberlins Versuch schließlich hatte scheitern lassen, war das, was die Gewichtung der Analogien betraf: Das bucklichte Männlein, Hanno Buddenbrook, der kleine Walter Benjamin um neunzehnhundert, Baudelaire und er, Hans Köberlin, hatten vor einer der letzten Fragen gestanden, der Frage nach dem Platz in der Welt. Aber der exilierte Walter Benjamin hatte seine geschichtsphilosophischen Thesen angesichts des Faschismus gestellt, um schließlich aus Angst vor Schlimmerem in den Freitod getrieben zu werden. Daß sein Tod so nicht notwendig gewesen war und ebenso wie auf den Faschismus auf die menschlich alltägliche Habgier seiner Schleuser zurückzuführen war, machte die Sache

nicht unproblematischer. Köberlin war ausgehend von seiner Situation auf die oben erwähnten Namen gestoßen, aber war zu dem Schluß gekommen, daß er mit der Analogie zu Benjamin den Bereich, den man versuchsweise ausloten konnte, verlassen hatte. Das bucklichte Männlein hatte seine Unschuld verloren, hatte es schon, als Arnim und Brentano auf das Volk gesetzt hatten, das hatte Köberlin am Ende gemerkt und seinen Text quasi mit schlechtem Gewissen auslaufen lassen.

Der Versuch wurde in einer Zeitschrift gedruckt, hatte aber zum Glück keine Folgen, wahrscheinlich weil er nicht rezipiert worden war. Dennoch war Clemens von der von Köberlin aufgestellten Reihe der Namen und von den Kontexten, die sie mit sich brachten, fasziniert, trotz des tragischen Schicksals Walter Benjamins.

Die Sektflasche war alle und Clemens leicht beschwipst. Sein Vorrat an Zukunft würde nächste Woche aufgebraucht sein. Er könnte tatsächlich, wie Köberlin ihm geraten hatte, einen Kollegen bitten, ihm die Presstexte zukommen zu lassen, aber das wäre ihm nach wie vor merkwürdig vorgekommen. Er ließ Köberlins Photographien auf dem Monitor ablaufen, zufällig stieß er auf die am roten Meer gemachten Bilder. Man sah Hans Köberlin in einem hellen Anzug und mit Panamahut rauchend und bei Mokka und Cognac auf der mit Palmen umsäumten Terrasse eines Cafés sitzen, im Hintergrund tiefblau das Meer, in seinen Brillengläsern spiegelte sich der rote Schein der Sonne, die wohl hinter dem Rücken der nach wie vor unbekanntenen Photographin im Untergehen begriffen war. Hans Köberlin lächelte.